

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 56 (1915)

Artikel: Des Doktors Christkindlein : eine Weihnachtserzählung
Autor: Niederberger, Leonz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007983>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vater nicht zu stören, ließen auch die Augenlider Brenelis sinken. Geraume Zeit ging vorüber. Da schlägt der Hund vor der Haustüre an. Breneli springt erschrocken auf und eilt ihn zu beschwichtigen: „Still, Bleß, still! Großvater schläft!“

Doch der Hund läßt sich nicht mehr beruhigen. Breneli gelingt es zwar, sein lautes Bellen zu unterdrücken, ein heiseres Knurren aber dringt ununterbrochen aus seiner Kehle. Vom Dorfplatze herauf tönt Geräusch und wachsender Lärm. Vereinzelte Schüsse fallen in nächster Nähe.

Blötzlich springt Bleß auf. Sein scharfes Auge hat unten am Fußweg zwei französische Soldaten entdeckt, die sich der Dornhecke entlang dem Hause nähern. Wie ein Pfeil schnellt er ihnen entgegen. Eine Kugel streckt ihn im Laufe nieder.

Starr vor Entsetzen sieht Breneli die unheimlichen Gestalten in den fremden, blauen Uniformen näher kommen. „Um Gottes Willen, gewiß sind es Franzosen. Jetzt, wo

es Großvater endlich besser geht, jetzt kommen diese; sie werden ihn wecken,“ so jammert die Kleine vor sich hin.

Sie eilt ihnen entgegen, trotzdem die Furcht sie an allen Gliedern packt; sie faltet von weitem schon bittend die Händchen; dann legt sie den Finger über den Mund und fleht mit halbunterdrückter Stimme: „O, bitte, still, Großvater schläft!“

Einer der Soldaten ergreift das Kind am Arme und stellt es barsch zur Seite, der andere ist im Begriffe, über die Hausstiege zur Vorlaube aufzusteigen. Flink wie ein Wiesel springt Breneli voraus, reißt die Türe ins Schloß, stellt sich davor hin, stemmt seine Armechen den Nahenden trotzig entgegen und ruft mit bebender Stimme: „Nein, ich lasse niemand hinein, Großvater schläft!“

Als Brenelis Vater in der folgenden Nacht heimkehrte, fand er das Kind, einen Bajonettstich im Herzen, auf der Schwelle vor der mit Kolbenstößen eingeschlagenen Haustüre liegen.

H. v. M.

Des Doktors Christkindlein.

Eine Weihnachts-*Erzählung*

von Leonz Niederberger.

Den ganzen Tag über hatte es geschneit und am heiligen Abend bedeckte die weiße glitzernde Decke alle Hausdächer und bildete einen weichen Teppich auf den menschenleeren Gassen des Städtchens.

Der Sturm, welcher den Tag über getobt, hatte sich gelegt und das Schneegestöber hatte aufgehört, aber es war bitterkalt geworden draußen, und niemand, den nicht die Notwendigkeit zwang, wagte sich auf die Straße. Lieber saß man daheim im trauten Familienkreise, in der von den Lichtern des Christbaumes hell erleuchteten Stube, worin die Kinder jubelnd die Bescherung in Empfang nahmen, welche das Christkindlein ihnen gebracht.

Aber nicht zu allen war das Christkindlein gekommen mit der Fülle seiner Gaben. Zwei arme Kinder schien es vergessen zu haben;

sie wanderten, zitternd vor Frost, ihr Bündelchen in der Hand, zum Städtchen herein. Es waren offenbar Geschwister, ein Knabe im Alter von ungefähr vier Jahren, und ein Mädchen, welches höchstens drei Jahre alt sein konnte. Sie schienen müde, hungrig und traurig zu sein; die kurzen Beinchen konnten nur langsam fortkommen in dem frisch gefallenen Schnee, und der kalte Wind blies den Kleinen unbarmherzig in das vom Frost gerötete Gesicht.

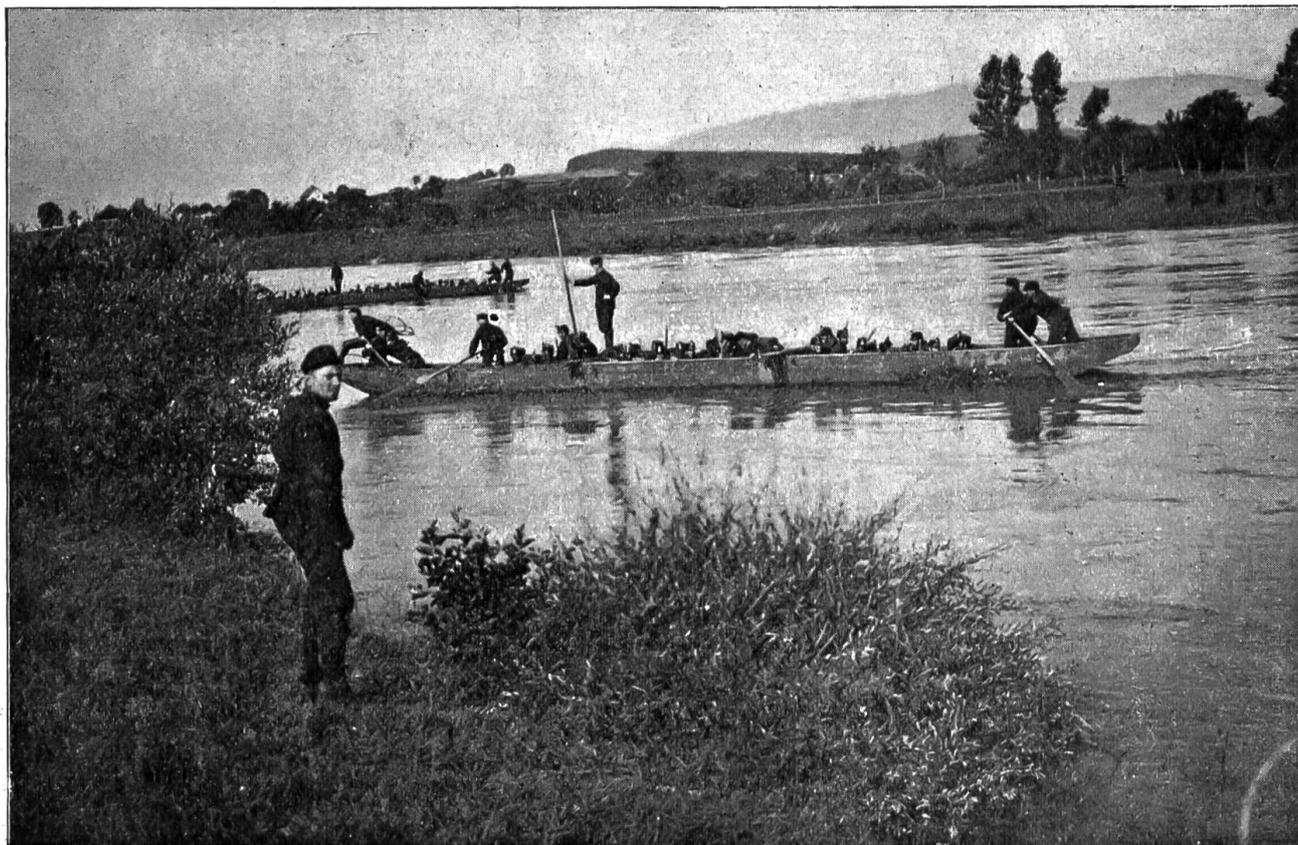
Arme Kinder! Noch so jung, und schon so arm und verlassen! Es hätte jedem Menschenfreunde wehe getan, sie so hilflos zu sehen, aber niemand war ihnen begegnet, und kein lebendes Wesen trafen sie auf den Straßen der fremden Stadt, welche sie heute zum erstenmal betraten.

Draußen vor dem Tore stand der Wagen,

der ihnen als Wohnung diente, denn ihre Eltern waren fahrende Leute, Seiltänzer, welche mit ihrem Karren von Ort zu Ort zogen, überall mit Mißtrauen aufgenommen, gemieden und von allen Menschen verachtet.

Aber was konnten denn die armen Kinder dafür, daß die Eltern solch' ein elend Gewerbe betrieben? Der Vater war ein Trunkenbold, welcher sie schlug und mißhandelte, wenn nach der Vorstellung die Teller Sammlung nicht den gewünschten Ertrag ablieferte.

Wagen und, da er keinen andern Ausweg sah, die leere Schnapsflasche wieder zu füllen, gab er jedem von den beiden Kindern einen Sack und schickte sie in die Stadt, um zu betteln. Vor Kälte zitternd und bangend vor neuen Mißhandlungen des Vaters, trippelten die armen Geschöpfchen ins Städtchen hinein, sehnsuchtsvoll ausblickend, ob nicht irgendwo eine offene Tür ihnen Einlaß gewähre, und ob nicht ein mitleidiges Herz sich ihrer erbarme. Aber die StraÙe war men-



Aus der Grenzbesetzung von 1914.
Uebersetzen eines schweizer. Infanterie-Bataillons durch Kriegsbrückenabteilung 3.

Die Mutter lag seit Wochen krank im Wagen und konnte sich nur wenig um die Kinder kümmern. Seitdem das Schneewetter eingetreten, war es erst recht aus mit dem Verdienst und während der Weihnachtsfeiertage konnte keine Vorstellung stattfinden.

In dem Wagen der Seiltänzer herrschte Kälte und Hunger, und am Herzen der kranken Mutter nagte der Tod.

Ratlos, gleichgültig vor sich hinstarrend, saß der Vater bei der totkranken Mutter im

schenleer, die Türen verschlossen, nur die Fenster waren erhellt und aus dem Innern der Häuser klang fröhlicher Kindergefang. Das schnitt den armen Verlassenen ins Herz, und so oft sie eine Schwelle verließen, wo man sie ungastlich abgewiesen, fragte die kleine Tony ihren Bruder Willh:

„Warum ist das Christkindchen zu anderen Kindern gekommen — und nicht auch zu uns?“

Darauf wußte der kleine Philosoph keine

Antwort zu finden.

„Sieh' da,“ sagte Tony, „da droben, wie schön!“

Die beiden blieben stehen vor einem Hause, dessen im ersten Stockwerk gelegene Fenster besonders hell im Lichtscheine erglänzten. Ein prächtiger Christbaum stand dort nahe dem Fenster, so daß die armen Kinder von der Straße aus die Tannenzweige und die lodernen Kerzen sehen konnten. Heller Lichtschein floß aus dem Fenster auf das an der Ecke des Hauses angebrachte Marienbild.

„Und die schöne Frau da oben neben dem Fenster, wer ist sie?“ fragte die Kleine wieder.

„Das ist die Mutter Gottes, die Mutter des Christkinds!“ erwiderte der Knabe.

„Können wir ihr nicht sagen, daß sie das Christkindlein auch zu uns schicke?“ meinte Tony.

Willy faute, um eine Antwort verlegen, an seinem Daumen; da öffnete sich plötzlich die Haustür, und ein Mann trat heraus, zum Schutze gegen die Kälte in einen warmen Pelz gehüllt. Als er der armen, vor Frost zitternden Kinder ansichtig wurde, trat er auf sie zu und fragte freundlich:

„Warum seid ihr noch nicht zu Hause, liebe Kinder?“

„Wir haben kein Haus!“ antwortete Willy, mit trauriger Geberde den Kopf senkend.

„Und wo ist eure Mutter?“

„Die liegt krank im Wagen.“

„Und der Vater?“

„Der schlägt uns, wenn wir nichts mitbringen.“

Aus diesen kurzen Aeußerungen der Kinder hatte der Mann genug erfahren; ohne sich lange zu besinnen, nahm er die Kleinen bei der Hand und führte sie ins Haus.

In der traulich erwärmten Wohnstube brannten zwar die Lichter des Christbaums, aber kein freudiges Kindergeschrei erscholl; die Gaben des Christkindleins blieben unberührt; vor dem Weihnachtsbaume saß eine blasser Frau und weinte bitterlich.

Und nicht ohne Grund. Hatte ihr doch der unerbittliche Tod ihr Liebstes geraubt, und war das hehre Freudenfest Weihnachten für die arme Mutter zum schmerzvollen Karfreitag geworden. Vor ein paar Tagen noch be-

saß sie zwei frische, blühende Kinder, einen munteren Knaben und ein rosiges Mädchen. Für ihre Lieblinge hatte sie den Weihnachtsbaum geschmückt — jetzt lagen beide drinnen im Nebenzimmer auf der Totenbahre, zwei kleine, wachsgelbe Leichen, deren Augen für immer geschlossen waren, deren Rosenlippen ihr nie mehr entgegen lächeln sollten. Eine tödtliche Krankheit, die Diphtheritis, hatte sie weggerafft am Vorabende vor Weihnachten.

So hält das Leid und der Tod seinen Einzug überall, wo der Herr es ihnen bestimmt hat, in der Hütte und im Palast, ohne Unterschied, bei reich und arm.

Die reiche Frau, welche, von Wohlstand umgeben, einsam beim Weihnachtsbaume an den Särglein saß, welche die sterbliche Hülle ihrer Kinder umschloß, war gewiß ebenso sehr von Schmerz niedergebeugt, wie die arme Frau, welche draußen vor der Stadt im elenden Bretterwagen mit dem Tode rang und nichts hatte, gar nichts, um ihren Lieblingen eine Weihnachtsfreude zu bereiten.

Beide waren ja Mütter.

Und auf welcher Seite war das Leid größer?

„Trockne deine Tränen, Margarethe,“ sagte der freundliche Herr Doktor, als er mit den fremden Kindern die Stube betrat, „hier schickt uns Gott zwei hungrige, frierende Waislein, denen wir eine Weihnachtsfreude bereiten können mit den Geschenken, die wir für unsere Kinder bestimmt hatten.“

Tony u. Willy machten große Augen, als sie den strahlenden Christbaum sahen und als sie aus dem Munde der blassen, guten Frau vernahmen, daß all die schönen Sachen, welche unter den Tannenzweigen ausgebreitet auf dem Tische lagen, ihnen gehören sollten. Nach und nach tauten sie auf, wurden gesprächiger und erzählten den barmherzigen Leuten, die sie so freundlich aufgenommen ihre ganze traurige Geschichte, wie der Vater sie geschlagen habe, wie sie nichts zu essen hätten und wie die Mutter totkrank draußen im Wagen liege.

„Da muß ich hin!“ sagte der menschenfreundliche Arzt, „da gilt es, ein gutes Werk zu tun, dem Christkindlein zu Liebe; vielleicht ist es noch nicht so schlimm, ist noch Rettung

möglich. Kinder, führt mich zu eurer Mutter!“

Freudestrahlend packten Tony und Willy von den schönen Sachen zusammen, so viel sie tragen konnten, und gingen dem barmherzigen Manne voraus in die Winternacht, durch den Schnee.

Aber sie kamen zu spät.

Als sie beim Wagen anlangten, war die Mutter tot.

Der Seiltänzer saß weinend, hilflos und verzweifelt neben der Leiche seines Weibes.

Wenn er seine und ihre Erlebnisse hätte

ter fremder Erde.

Als der Herr Doktor mit seiner Frau vom Kirchhofe zurückkam und an die leeren Bettchen trat, worin sonst seine Lieblinge so süß geschlummert, da krampfte ein herber, bitterer Schmerz noch einmal ihre Herzen zusammen und sie ließen ihren Tränen freien Lauf. Als sie aber dann in die Stube traten und sahen, wie munter die armen Waislein mit den Gaben des Christbaums spielten und wie fröhlich und zufrieden sie waren in dem warmen Neste, welches barmherzige Christenliebe ihnen bereitet, da milderte sich ihre



Aus der Grenzbesetzung von 1914.
Park einer schweizerischen Sanitätskolonne

erzählen wollen, das wäre eine tieftraurige Geschichte gewesen.

Aber sein Mund blieb stumm. Ohne Dank nahm er das vom Doktor gereichte Geldstück in Empfang und hatte nichts dagegen, daß die Kinder wieder mit ihrem Wohltäter zurückgingen in die Stadt, zurück in das gastliche Haus, worin ihnen zum erstenmale in ihrer freudlosen Jugend ein Strahl des Glückes gelächelt.

Zwei Tage später wurden die Kinder des Arztes begraben, und auch die Leiche der armen Mutter fand eine Ruhestätte in geweihter

Trauer, ein stiller Friede kam über sie, der Friede des guten Gewissens, die Belohnung der guten Tat.

Nachdem sie eine Weile dem Spiele der Kinder zugesehen, sagte der Doktor zu seiner Frau:

„Wie wäre es, Margarethe, wenn wir die zwei armen Würmchen bei uns behielten und für ihre Erziehung sorgten? Sonst gehen sie doch zu Grunde. Gott hat uns unsere Kinder genommen, aber er hat uns Geld und Gut geschenkt und damit die Möglichkeit, Gutes zu tun. Was meinst du dazu?“

„Das selbe habe ich mir auch schon gedacht,“

entgegenete die gute Frau einfach und schlicht. „Ich will den armen Waislein eine Mutter sein. Vielleicht erbarmt sich dann um ihretwillen der Herr und mildert den grausamen Schmerz, den der Verlust unserer lieben Kinder uns verursacht. Vielleicht auch schenkt er uns neue Hoffnung und neues Glück. Seine Güte läßt ja kein Werk der Barmherzigkeit unbelohnt. Der Heiland selbst hat es ja gesagt: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan. Wer eins von diesen Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf.“

Und so geschah es. Die guten Eheleute feierten trotz des brennenden Schmerzes ein trostvolles Weihnachtsfest, und Gott, der Gerechte und Allbarmherzige, der Belohner alles Guten, sah mit Wohlgefallen herab auf die schwergeprüften Eltern und er erhörte

ihr Gebet. Als nach einem Jahre wieder die Weihnachtsglocken erklangen, da kam von neuem ein Engel geflogen zu dem Hause, wo das Marienbild am Fenster stand, aber diesmal war es nicht der Todesengel, sondern der Engel der frohen Botschaft, der Hoffnung und des Lebens, und er brachte der frommen Mutter ein rosiges Kindlein, welches den guten Doktor freundlich anlächelte, als er am Weihnachtsabend nach Hause kam. Es sah aus wie das Christkindlein selber, so hold und so schön, ein ganzer Himmel lag in den blauen Aeuglein und es hörte verwundert zu, als Tony und Willy beim Christbaume sangen:

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!“

Unser Heuet.

Wie man vor hundert Jahren in idyllischer Unschuld Landwirtschaft getrieben hat.

Vom alten Balbeler (Pfarrer F. Herzog).

Wir hatten alle Jahre unsern Heuet. Aber wie ich schon im Winter nur mit Sorgen daran denken konnte, so denke ich jetzt mit einer Art Schrecken an jene Strapazen zurück.

Unsere neue und alte Matte, eigentlich beide gleich alt, waren durch einen nicht gerade tiefen Wassergraben von einander geschieden. Wenn nun das Heu in die Scheune gebracht werden sollte, so mußte jener Graben passiert werden. Es wurde, sobald das Futter geladen war, eine ferne Schiffsbrücke geschlagen. Ein alter Brunnentrog lag schon umgekehrt im Graben drin. Dieser ließ sich aber Jahr für Jahr tiefer hinein, und so mußten noch zwei dicke Balken in der Scheune unter Streue und Schutt hervorgezogen und darüber gelegt werden. Die ganze Mannschaft mußte da helfen: die einen trugen die Balken, andere hatten Reisswellen parat, welche neben die Balken gelegt, das Loch ausfüllen sollten, damit der Wagen, und daneben eine, damit der Fuhrmann, der Vater, ungefährdet hinüberkomme.

Die gefährliche Stelle, Defilee, Tunnel und Engpaß zugleich, war unglücklicherweise zwischen zwei sog. Furtstöcken, welche beim Weidgang mit Latten verbunden waren, damit das Vieh nicht durchkomme. Zwischen diesen zwei hölzernen Marksteinen war gerade so viel Raum, daß der Wagen, wenigstens die vordere Achs, hindurch mochte, und auf der anderen Seite der Länge nach ein hoher Hag. Zwei junge Rinder, die hier gewöhnlich ihr Lehrstück, ihr Maturitätsexamen machen mußten, also zum erstenmal zogen, wurden als Vorspann angesetzt.

War nun alles in Ordnung, so wurde jedem von uns sein Posten angewiesen, das heißt Mannenvolk und Weibervolk bildeten ein Spalier, eine Ehrenwache für das Heufuder. Mit Gabeln und Rechen

bewaffnet, damit, wenn das Fuder umzufallen drohe, man demselben wieder zum Gleichgewicht ver helfe. Ich selber mußte die Rinder führen

Der Vater nimmt jetzt die Heißel, fragt: „Ist alles in Ordnung?“, und ruft: „Hü, in Gottes Namen!“ Mir klopfte das Herz wie dem Tell am Arzenberg. Der Vater klöpft, und meine Rinder zerreißen beide ihre Stricke und mit mir auf und davon! Oft fielen die Kühe hinein bis an den Bauch, denn der ganze Boden war wässrig; kamen die Kühe hinüber, so schnitten die Räder ein, das Fuder haldet und — fällt. Nun mußte noch die alte Weiherkuh geholt werden — ein Zeichen größter Not, aber auch fast sicherer Hilfe. Einst kam der Vater zwischen Wagen und Furtstock, und es war fast ein Wunder, daß er nicht beide Beine brach. Die Mutter wurde jedesmal halbwegs krank und versprach eine Wallfahrt.

Hatte man endlich den Kanal passiert, so ließ man das Vieh verschlaufen; der Vater wischte sich den fast blutigen Schweiß ab, meinte, es sei dies Jahr noch ordentlich gegangen, aber auf den nächsten Heuet müsse doch etwas anderes gemacht werden. Am Abend mußten wir die Balken und die Stauden, die Belagerungsfaschinen alle bis auf den Trog wieder herausnehmen und in die Scheune tragen, daß man sie im nächsten Heuet wieder finde! Keine Rede davon, daß man da etwas geändert, etwa den Furtstock umgetan oder den Hag umgehauen hätte. In einem halben Tage wäre die ganze gefährliche Stelle eingemacht, eingedohlt gewesen. Aber das hätte eine Revolution abgesetzt, ist auch glücklicherweise niemanden eingefallen.

Und so hat man jedesmal wieder „gebrugget“, bis das Licht des 19. Jahrhunderts auch diesen Graben aufgetrocknet hat.
